

DIANA GABALDON  
Der magische Steinkreis

*Autorin*

Die Amerikanerin Diana Gabaldon ist eine vielseitig begabte Frau. Als Honorarprofessorin für Tiefseebiologie und Zoologie sowie als Computerspezialistin arbeitete sie jahrelang an der Northern Arizona University. Mit der Geschichte von Claire Randall und Jamie Fraser hat sie ein wahres Highland-Fieber ausgelöst – alle ihre Bücher standen in den USA auf sämtlichen Bestsellerlisten und wurden auch in Deutschland zu Lieblingsbüchern von Lesern und Buchhändlern.

Diana Gabaldon lebt mit ihrer Familie in Scottsdale, Arizona.

[www.dianagabaldon.de](http://www.dianagabaldon.de)

*Von Diana Gabaldon ist bereits erschienen:*

- Feuer und Stein. Roman (Bd. 1; 36105)
- Die geliebte Zeit. Roman (Bd. 2; 36106)
- Ferne Ufer. Roman (Bd. 3; 36107)
- Das flammende Kreuz. Roman (Bd. 5; 36059)
- Ein Hauch von Schnee und Asche (Bd. 6; 36731)
- Echo der Hoffnung (Bd. 7; 37213)
- Ein Schatten von Verrat und Liebe (Bd. 8; 0097)

*Die Lord-John-Saga:*

- Das Meer der Lügen (Bd. 1; 36264)
- Die Sünde der Brüder (Bd. 2; 37135)
- Die Fackeln der Freiheit (Bd. 3; 38266)
- Die Hand des Teufels – Drei Lord-John-Kurzromane (36561)
- Zeit der Stürme – Vier Highland-Kurzromane (38001)

# Der magische Steinkreis

---

## Das große Begleitbuch zur Highland-Saga

Mit vielen Enthüllungen über  
Claire Randall und Jamie Fraser, ihr Leben und  
ihr(e) Zeitalter, ihre Vorgeschichte, ihre Abenteuer,  
Wegbegleiter und Nachkommen, mit gelehrten  
Anmerkungen (und zahlreichen Fußnoten)  
aus der Feder ihrer ergebenen Schöpferin

Diana Gabaldon

**Aktualisierte und erweiterte Neuauflage!**

Ins Deutsche übertragen und überarbeitet  
von Barbara Schnell

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Outlandish Companion«  
bei Delacorte Press, Random House, Inc., New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

2. Auflage

Aktualisierte und erweiterte Taschenbuchausgabe Juni 2010  
bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

© der Originalausgabe 1999, 2010 by Diana Gabaldon  
Published in agreement with the author, c/o Baror International, Inc.,  
Armonk, New York, USA.

© der deutschsprachigen Ausgabe 2000, 2010  
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München  
(unter Verwendung eines Motivs © National Museum of Scotland,  
The Bridgeman Art Library)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Lektorat: SK/AVE

Herstellung: sam

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37314-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Jackie Cantor,  
meine Begleiterin auf dieser langen Reise  
durch Magie und Steinkreise*



# INHALT

<b>Vorwort zur »Version 1.1«</b> .....	II
<b>Prolog</b> .....	13
<b>ERSTER TEIL: Inhaltsangaben</b> .....	29
<i>Feuer und Stein</i> .....	31
<i>Die geliebene Zeit</i> .....	43
<i>Ferne Ufer</i> .....	82
<i>Der Ruf der Trommel</i> .....	127
<i>Das flammende Kreuz</i> .....	184
<i>Ein Hauch von Schnee und Asche</i> .....	235
<i>Echo der Hoffnung</i> .....	346
<b>ZWEITER TEIL: Charaktere</b> .....	389
Woher Charaktere kommen:	
Pilze, Zwiebeln und harte Nüsse .....	391
Verzeichnis der Darsteller .....	412
Ich bekomme Post... ..	469
Horoskopdeutung für James Fraser .....	474
Horoskopdiagramm .....	476
Horoskopdeutung für Claire Beauchamp	
Randall Fraser .....	481
Horoskopdiagramm .....	484
Magie, Medizin und Weiße Frauen .....	489
<b>DRITTER TEIL: Stammbäume</b> .....	507
Eine ahnenkundliche	
Anmerkung .....	534

<b>VIERTER TEIL: Ausführliches Glossar und einige</b>	
<b>Anmerkungen zur gälischen Sprache</b> . . . . .	541
Ein Kurzführer zur gälischen	
Grammatik . . . . .	545
Glossar der fremdsprachigen	
Ausdrücke . . . . .	548
<b>FÜNFTER TEIL: Webseiten zu den Büchern und andere</b>	
<b>elektronische Fundsachen</b> . . . . .	561
Im Internet . . . . .	563
Die offizielle Diana Gabaldon Home-Page . . . . .	564
CompuServe:	
Books and Writers Community . . . . .	567
<b>SECHSTER TEIL: Recherche</b> . . . . .	569
Wie man für einen historischen Roman	
recherchiert: Hot Dogs und Bohnen . . . . .	571
Pflanzenheilkunde:	
Zur Nachahmung nicht empfohlen . . . . .	591
Penizillin online: Schriftsteller unter sich . . . . .	602
<b>SIEBTER TEIL: Gabaldons Zeitreisetheorie</b> . . . . .	649
<b>ACHTER TEIL: Der Blick von Lallybroch:</b>	
<b>Kunstgegenstände, Gebrauchsgegenstände</b> . . . . .	663
Lallybroch . . . . .	665
»Arma Virumque Cano« . . . . .	686
<b>NEUNTER TEIL: Frequently Asked Questions</b>	
Leser fragen, die Autorin antwortet . . . . .	691
Interview mit einer Autorin . . . . .	721
<b>ZEHNTER TEIL: Kontroversen</b> . . . . .	743
<b>ELFTER TEIL: »Work in Progress«</b> . . . . .	775
<i>Die Kannibalenkunst:</i>	
Schriftstellerei und das richtige Leben . . . . .	783



**Anhänge:**

I: Errata .....	795
II: Eine kurze Discographie keltischer Musik .....	807
III: Die Methadonliste .....	817
<i>Für Lesbia...</i> .....	837
Danksagung .....	839



## Vorwort zur »Version 1.1«

Die ursprüngliche Ausgabe von »Der magische Steinkreis« war ein Versuch, die vielen Fragen zu beantworten, die mir die Leute stellen, seit 1991 mein erstes Buch veröffentlicht wurde. Ich habe mir gedacht, es wäre doch praktisch, die Antworten an einem Ort zusammenzutragen – und was mir sonst noch an Interessantem eingefallen ist. (Es gibt einen Grund, warum ich lange Bücher schreibe; ich habe eine Schwäche für Schlenker.)

Zum Glück waren die Leser anscheinend froh über dieses Buch, sowohl als praktisches Nachschlagewerk (statt die ganzen Bücher durchblättern zu müssen, weil sie sich nicht mehr an eine bestimmte Figur erinnern konnten) als auch zur Unterhaltung (mein Mann sagt, es ist das ideale Buch für das stille Örtchen, weil man es an jeder beliebigen Stelle aufschlagen kann und immer etwas Interessantes findet). Ich habe immer schon vorgehabt, einen zweiten Begleitband zu schreiben, der die späteren Bände der Serie umfassen sollte – und das habe ich auch immer noch vor.

Doch es wird noch eine Weile dauern, bis es so weit ist – es ist eine Menge Arbeit, ein Buch mit so viel Stoff und so vielen Details zusammenzustellen. Unterdessen bekomme ich aber immer wieder E-Mails von Lesern, die mich darauf ansprechen; weil sie den ersten Band hilfreich und unterhaltsam finden, möchten sie wissen, ob es auch für den Rest der Serie einen geben wird.

Was Sie jetzt in der Hand halten, ist aber nicht dieser zweite Band – dieser wird ein vollständig neues Buch –, sondern eine aktualisierte Fassung des Original-»Steinkreises«, der sich nach wie vor so gut verkauft, dass der deutsche Verlag der Meinung war, er hätte ein »Facelifting« verdient. Viele der ursprünglichen Beiträge – Leserfragen und die Methadonliste zum Beispiel – sind vollständig aktualisiert worden, veraltete Informationen (u.a. Websites) wurden überarbeitet, und es gibt einiges an neuem Material zu den »Jamie und Claire«-Büchern fünf bis sieben.

Da es aber eben nicht Band zwei ist, konnte es nicht vollständig überarbeitet werden. Das Kapitel »Errata« haben wir nicht angerührt, und das »Verzeichnis der Darsteller« wurde nur um die wichtigsten – und einige der schillerndsten – neuen Figuren erweitert. Auch wurden die Lord-John-Romane nicht berücksichtigt, ebenso wie die Fortsetzung(en) von »Echo der Hoffnung«. All dies werde ich im zweiten Band behandeln.

Vorerst wünsche ich Ihnen also viel Spaß mit dem neuen »Steinkreis«!

Herzlich Ihre  
Diana

## Prolog

Also, es war alles nur Zufall, ehrlich. Ich hatte es gar nicht darauf angelegt, unter die Schriftsteller zu gehen; ich hatte nicht einmal vor, es jemandem zu *zeigen*. Ich wollte einfach ein Buch schreiben – irgendein Buch.

Na ja, nicht *irgendein* Buch. Einen Roman. Wissen Sie, ich kann gut Geschichten erzählen. Darauf kann ich mir nicht viel einbilden – es ist angeboren. Als meine Schwester und ich noch klein waren und ein gemeinsames Zimmer hatten, da blieben wir fast jede Nacht lange auf und erzählten uns enorme, verwickelte Fortsetzungsgeschichten mit Tausenden von Charakteren (wie gesagt, es ist angeboren).

Obwohl ich schon seit meiner frühesten Kindheit wusste, dass ich eine Erzählerin war, wusste ich nicht genau, wie ich damit umgehen sollte. Schließlich ist die Schriftstellerei keine klar definierte Laufbahn. Es ist nicht wie Jura, wo man soundsoviele Jahre lang die Schulbank drückt, sein Examen macht und *Bing!* den Leuten zweihundert Dollar pro Stunde dafür abknöpfen kann, dass sie sich schlaue Vorträge anhören (meine Schwester ist Rechtsanwältin).

Schriftsteller sind vor allem Improvisationskünstler, und es gibt keinerlei Garantie dafür, dass ein Buch veröffentlicht wird, wenn man bestimmte Dinge tut. Es gibt erst recht keine Garantie dafür, dass man davon leben kann.

Nun ist es so, dass ich aus einer sehr konservativen Familie stamme (moralisch und finanziell, nicht politisch). Dann und wann sind meine Eltern mit mir und meiner Schwester essen gegangen, und während wir auf unsere Bestellungen warteten, deuteten sie dann auf die älteste, ausgelaugteste Kellnerin des Restaurants und sagten streng: »Seht zu, dass ihr eine gute Ausbildung bekommt, damit ihr mit fünfzig nicht *so etwas* machen müsst!«

Da man uns also zu Hause derart bearbeitete, verwundert es

nicht, dass ich nicht direkt nach der Highschool verkündete, ich würde nach London ziehen, um Romane zu schreiben. Stattdessen erwarb ich einen *Bachelor of Science* in Zoologie, einen *Master of Science* in Meeresbiologie, einen *Doctor of Philosophy* in Ökologie und bekam einen schönen Forschungsauftrag an einer großen Universität, komplett mit Zusatzleistungen und Altersversorgungsplan. Das Problem war nur, dass ich immer noch Romane schreiben wollte.

Nun ist es so, dass ich eine ausgesprochene vielseitige wissenschaftliche Laufbahn hinter mir habe, eingeschlossen solche Highlights wie den Anschlussjob an meine Promotion, bei dem man mich dafür bezahlte, Seevögel zu zerlegen (ich kann einen ausgewachsenen Töpel in nur drei Stunden in seine Bestandteile zerlegen. Seltsamerweise ist mir noch kein anderer Beruf untergekommen, für den diese Fähigkeit erforderlich ist), oder jene Anstellung, in der ich Kofferfische folterte und vom FBI verhört wurde (dem die Bürgerrechte der Kofferfische völlig schnurz waren; sein Interesse galt den russischen Austauschwissenschaftlern, die damit beschäftigt waren, in meinem Labor Venusmuscheln zu zerkleinern). Zu dem Zeitpunkt, als mein Wunsch zu schreiben wieder zum Vorschein kam, war ich allerdings an der Arizona State University angestellt und schrieb FORTRAN-Programme zur Analyse des Inhalts der Muskelmägen von Vögeln.

Das kam nun wirklich durch Zufall; mein Auftrag lautete, ein Forschungsprogramm zu entwickeln, das sich mit dem Nistverhalten von Vogelkolonien beschäftigte. Allerdings war ich die einzige Person in meiner Forschungsabteilung, die (und ich zitiere meinen Vorgesetzten) »Computererfahrung hatte«. Zu dieser Zeit belief sich besagte »Erfahrung« auf einen FORTRAN-Kursus, den ich am *College of Business* belegt hatte, um meinem Mann Gesellschaft zu leisten. Allerdings machte mich der Institutsleiter in aller Logik darauf aufmerksam, dass mein Computerwissen damit das sämtlicher *anderen* Mitarbeiter um hundert Prozent übertraf. Daher wurde ich herangezogen, bei der Analyse von Vogelernährungsdaten aus zehn Jahren zu helfen, wozu mir Lochkarten, Erfassungsbögen und der Großrechner der Uni zur Verfügung standen. (Mit anderen Worten ereignete sich dies lange, bevor der Begriff »Internet« zum Allerweltswort wurde.)

Nach Abschluss der achtzehnmonatigen Arbeit – die in einem gigantischen achthundertseitigen Gemeinschaftswerk über das

Ernährungsverhalten der Vögel im Tal des Colorado River resultierte – sagte ich mir selbst: »Also weißt du, wahrscheinlich gibt es zwar auf der ganzen Welt nur fünf andere Menschen, die sich für Vogelmägen interessieren. Wenn diese aber von den Programmen wüssten, die ich geschrieben habe, würde es jedem von ihnen achtzehn mühselige Monate ersparen. Das sind ungefähr sieben-einhalb Jahre überflüssige Arbeit. Warum gibt es keine Möglichkeit für mich, diese fünf Leute zu finden und diese Programme mit ihnen zu teilen?«

Unterm Strich kam bei dieser rhetorischen Frage ein akademisches Periodikum namens SCIENCE SOFTWARE heraus, das ich ins Leben rief und mehrere Jahre lang sowohl redigierte als auch weitgehend verfasste<sup>1</sup>. Als mein Mann dann seine Stelle aufgab, um sich selbstständig zu machen, und wir mehr Geld brauchten, war ich demzufolge in der Lage, mich als freie Autorin bei der Computerpresse zu bewerben.

Ich bewarb mich schriftlich bei den Herausgebern von BYTE, InfoWorld, PC und mehreren anderen großen Computermagazinen und fügte sowohl eine aktuelle Ausgabe von SCIENCE SOFTWARE als auch ein Exemplar eines Walt-Disney-Comics bei, dessen Story ich geschrieben hatte<sup>2</sup>. Mein Bewerbungsschreiben lautete in etwa: »Wie Sie den Anlagen entnehmen können, werden Sie niemanden finden, der bessere Voraussetzungen dafür mitbringt, wissenschaftliche und technische Software zu rezensieren – und gleichzeitig ein breites Publikum anzusprechen.«

Glücklicherweise war die Mikrocomputer-Revolution gerade so weit aufgeblüht, dass es tatsächlich eine ganze Anzahl technischer und wissenschaftlicher Programme auf dem Markt gab, und als einer von vielleicht einem Dutzend »Experten« auf dem frisch erfundenen Feld der wissenschaftlichen Computernutzung (es ist nicht besonders schwierig, ein Experte zu sein, wenn es auf der ganzen Welt nur zwölf Leute in dem entsprechenden Betätigungsfeld gibt) bekam ich augenblicklich Aufträge. Im Rahmen eines solchen Auftrags geschah es nun, dass ein Softwarehersteller mir eine Probediskette für CompuServe schickte, weil ich ein Support-Forum erwähnen sollte, das der Hersteller dort für ein von mir besprochenes Produkt betrieb.

Ich verbrachte eine halbe Stunde damit, mich in diesem Forum umzusehen, und da mir noch mehrere Stunden kostenloser Probezeit zur Verfügung standen, machte ich mich daran herauszu-

finden, was diese faszinierende neue Online-Welt sonst noch zu bieten hatte. Da es Mitte der achtziger Jahre war, war online noch nicht annähernd so viel los wie heute (es gab kein World Wide Web, nur die Online-Dienste, die man abonnieren konnte, wie zum Beispiel CompuServe, Genie und Prodigy. AOL existierte noch gar nicht). Doch befand sich unter den Informationsquellen, die damals (bei CompuServe) verfügbar waren, eine Gruppe namens *The Literary Forum*.

Dies war eine faszinierende Ansammlung von Individuen, die allesamt ein Faible für Bücher hatten. Das war der einzige gemeinsame Nenner; die Gruppe umfasste Menschen jeder denkbaren Herkunft und Profession – unter ihnen ein paar Schriftsteller, die bereits Bücher veröffentlicht hatten, eine ganze Anzahl aufstrebender Autoren und viele, viele Nichtschreiber, die einfach nur gerne über Bücher und das geschriebene Wort diskutierten. Da mir dieser sympathische Treffpunkt der ideale Freizeitvertreib für eine viel beschäftigte Mutter mit Kleinkindern zu sein schien – eine Art rund um die Uhr geöffneter elektronischer Cocktailparty –, abonnierte ich CompuServe sofort und begann, mehrmals täglich beim *Literary Forum* vorbeizuschauen, um die dort postierten Mitteilungen zu lesen und mich mit den gleich gesinnten Forumsteilnehmern auszutauschen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich eine Vollzeitstelle an der Universität, ich schrieb nebenbei für die Computerpresse, und ich hatte drei Kinder im Alter von sechs, vier und zwei Jahren. Ich weiß auch nicht genau, warum ich dachte, dass ausgerechnet dies der ideale Moment war, um mein lang gehegtes Vorhaben zu verwirklichen und einen Roman zu schreiben – durch Schlafmangel ausgelöster Wahnsinn vielleicht –, doch genau das tat ich.

Ich hatte nicht vor, diesen mutmaßlichen Roman einer Menschenseele zu zeigen. Er war nicht zur Veröffentlichung gedacht, sondern zum Üben. Auf Grund meiner Erfahrung war ich zu dem Schluss gekommen, dass man wohl nur vernünftig lernen konnte, wie man einen Roman schreibt, indem man einen Roman schrieb. Schließlich hatte ich auf diese Weise auch gelernt, wissenschaftliche Artikel, Comics und Softwarebesprechungen zu schreiben. Warum sollte es bei einem Roman anders sein? Wenn ich ihn sowieso niemandem zeigen wollte, dann würde es auch keine Rolle spielen, ob er schlecht war oder nicht. Also brauchte ich mich beim Schreiben auch nicht befangen zu fühlen, sondern konnte



mich einfach nur auf das Schreiben konzentrieren. Und wenn ich ihn nur zu Übungszwecken schrieb, dann brauchte ich mir auch keine übermäßigen Gedanken darüber machen, was für eine Art Roman es war. Ich setzte mir nur zwei Regeln: Erstens, ich würde nicht aufgeben, bis ich das Buch vollständig zu Ende geschrieben hatte, egal wie schlecht ich es fand, und zweitens, ich würde beim Schreiben jederzeit mein Bestes geben.

Nun ... was für eine Art Roman sollte es werden? Na ja, ich lese alles, und zwar in rauen Mengen, vielleicht aber doch mehr Krimi als alles andere. Schön, dachte ich, dann würde ich einen Krimi schreiben.

Doch dann fing ich an zu überlegen. Ein Krimi hat eine Handlung. Ich war mir nicht sicher, ob ich wusste, wie man eine Handlung konstruiert. Vielleicht sollte ich mir für mein Übungsbuch doch etwas Leichteres aussuchen und dann einen Krimi schreiben, wenn ich glaubte, für ein *richtiges* Buch bereit zu sein.

Schön. Was für ein Buch konnte ich am einfachsten als Übungsstück schreiben? (Ich sah keinen Sinn darin, es mir selber schwer zu machen.)

Nach reiflicher Überlegung erschien es mir, als sei vielleicht ein historischer Roman das Praktischste, woran ich mich versuchen konnte. Schließlich war ich Forscherin; mir stand eine riesige Universitätsbibliothek zur Verfügung, und ich wusste, wie man sie benutzte. Ich stellte mir vor, dass es einfacher sein würde, Dinge nachzuschlagen, als sie zu erfinden – und falls sich herausstellen sollte, dass ich keine Phantasie besaß, so konnte ich geschichtliche Ereignisse stehlen<sup>3</sup>.

Okay. Schön. Wo sollte dieser historische Roman spielen? Ich besitze keine formelle Ausbildung in Geschichte, jede Zeitperiode und jeder Ort würde genauso gut sein wie der andere.

Auftritt: der nächste Zufall. Ich sehe selten fern, doch zu diesem Zeitpunkt sah ich mir regelmäßig im Fernsehen die wöchentliche Wiederholung von *Doctor Who* an (einer britischen Science-fiction-Serie), weil eine Folge gerade so lange dauerte, wie ich für meine Maniküre brauchte<sup>4</sup>. Während ich also darüber nachdachte, vor welchem Hintergrund mein hypothetischer historischer Roman spielen sollte, sah ich zufällig eine sehr alte Folge von *Doctor Who*<sup>5</sup>; in welcher der Doktor einen Begleiter hatte – einen jungen Schotten namens Jamie MacCrimmon, den er im Jahre 1745 aufgegabelt hatte. Diese Figur trug einen Kilt, was ich sehr

ansprechend fand, und legte – zumindest in dieser Folge – eine Art von sturköpfiger männlicher Ritterlichkeit an den Tag, die es mir schon immer angetan hatte: den starken Drang eines Mannes, eine Frau zu beschützen, selbst wenn ihm möglicherweise klar ist, dass sie eindeutig in der Lage ist, selbst für sich zu sorgen.

Am nächsten Tag saß ich gerade in der Kirche und dachte müßig über diese Sendung nach (nein, so komisch es ist, aber ich erinnere mich *nicht* an das Thema der Predigt an diesem Tag), als ich plötzlich zu mir sagte: Ach, Mensch! Du willst ein Buch schreiben, du brauchst eine geschichtliche Periode, und das Wo oder Wann spielt keine Rolle. Wichtig ist nur, dass du *irgendwo* anfängst. Okay. Schön. Schottland, achtzehntes Jahrhundert.

Also ging ich nach der Messe zu meinem Auto, kramte einen Papierfetzen unter dem Vordersitz hervor, und so begann ich, *Feuer und Stein* zu schreiben: kein Entwurf, keine Handlung, keine Figuren – nur Zeit und Ort.

Die nächste Station lag auf der Hand. Es war die Universitätsbibliothek der *Arizona State University*, die ich am nächsten Tag aufsuchte. Ich begann meine Recherche, indem ich SCHOTTLAND, HIGHLANDS, ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT in den Indexkatalog eingab – und der Rest ergab sich wie von selbst<sup>6</sup>.

Ich hatte nicht die geringste Absicht, meinen elektronischen Bekanntschaften im *Litforum* mitzuteilen, was ich im Schilde führte. Ich wollte keine Ratschläge, und wenn sie noch so gut gemeint waren; ich wollte einfach nur herausfinden, wie man einen Roman schreibt, und ich war überzeugt, dass ich das ganz allein tun musste – schließlich hatte ich auch nie jemanden danach gefragt, wie man eine Softwarebesprechung oder eine Comicvorlage schreibt, und ich wollte nicht, dass mir jemand Vorschriften macht, bevor ich mir selbst ganz sicher war, was ich da tat.

Deshalb sagte ich nichts. Zu niemandem. Ich schrieb einfach vor mich hin, jeden Tag ein bisschen, wenn ich nicht gerade Windeln wechselte oder mich um Forschungszuschüsse bewarb.

Nach etwa acht Monaten geriet ich eines Abends im *Litforum* mit einem Herrn in ein Streitgespräch darüber, wie es sich anfühlt, schwanger zu sein<sup>7</sup>. Er versicherte mir, dass er wüsste, wie es sich anfühlte, schließlich hätte seine Frau drei Kinder zur Welt gebracht.

Ich lachte (auf elektronische Weise) und erwiderte: »Schön für dich. *Ich* habe drei Kinder zur Welt gebracht.«

Worauf er erwiderte: »Dann sag mir doch, wie du meinst, dass es sich anfühlt.«

Nun befand sich unter den Romanfragmenten, die ich bis dato geschrieben hatte, eine kurze Szene, in der eine Frau (Jenny Murray) ihrem neugierigen Bruder (Jamie Fraser) erzählt, wie es sich anfühlt, wenn man schwanger ist. Da diese Szene die Erfahrung mit größerer Eloquenz zu erfassen schien, als ich es in einer kurzen Forumsnachricht vermochte, teilte ich meinem Korrespondenten mit, dass ich eine Szene hätte, die das Phänomen erklärte, und dass ich sie in die Bibliothek<sup>8</sup> des *Literary Forum* stellen würde.

Die meisten Unterhaltungen in den CompuServe-Foren sind öffentlich, das heißt, die postierten Mitteilungen sind für jedermann sichtbar, es sei denn, sie wurden »privat« verschickt (in welchem Fall nur Sender und Empfänger sie sehen können). Jeder kann sich nach Belieben in einen *Thread* (eine zusammenhängende Serie von Mitteilungen und Erwidierungen zu einem Thema) einmischen<sup>9</sup>. Eine Anzahl von Leuten hatten den Schwangerschaftsstreit verfolgt, und als ich jetzt meine Szene in die Bibliothek stellte, lasen sie sie.

Mehrere von ihnen hinterließen mir Mitteilungen, die (mehr oder weniger) lauteten: »Das ist toll! Was ist das?«

Worauf ich ungeheuer schlaue antwortete: »Ich weiß es nicht.«

»Na gut, wo ist der Anfang?«, fragten sie.

»Den habe ich noch nicht geschrieben«, antwortete ich.

»Na dann ... zeig uns mehr davon!«, forderten sie.

Also tat ich das. Dazu muss ich erklären, dass ich nicht nur schreibe, ohne mir einen Entwurf zurechtzulegen, ich schreibe auch nicht *geradlinig*. Ich schreibe Stückchen und Fetzen, die ich dann zusammenklebe wie ein Puzzle. Jedes Mal, wenn ich ein Stück fertig hatte, das für sich einen Sinn zu ergeben schien, ohne dass ich allzu viel erklären musste, stellte ich es in die Bibliothek. Nach und nach fingen die Leute an, sich über meine Szenen zu unterhalten und mich nach dem Buch zu befragen, das da Gestalt annahm. Und schließlich sagten sie zu mir: »Weißt du, das ist gut, du solltest versuchen, einen Verleger zu finden.«

»Na klar«, sagte ich. »Es ist nur zum Üben, und ich weiß ja nicht einmal, was für eine Art Buch es *ist*.« (Angesichts des Zeitreise-Elements, des Monsters von Loch Ness und diverser anderer Dinge glaubte ich nicht mehr so recht, dass es ein historischer

Roman war, aber ich hatte keine Ahnung, was es sonst sein könnte.) »Andererseits... wenn ich es veröffentlichen wollte, was sollte ich dann tun?«

»Besorge dir einen Agenten«, war die prompte Erwiderung mehrerer professioneller Autoren, mit denen ich mich angefreundet hatte. »Ein Agent kann dir viel schneller dazu verhelfen, dass dein Manuskript gelesen wird, als wenn du es selber einreichen würdest. Und wenn es jemand kauft, kann ein Agent einen viel besseren Vertrag für dich aushandeln, als du es selber könntest.«

»Schön«, sagte ich. »Wie finde ich einen Agenten?«

»Tja...«, rieten sie, »wie du sagst, ist dein Buch ja noch nicht einmal ansatzweise fertig, also hast du noch viel Zeit. Hör dich doch am besten erst einmal um. Frag nach, welche Agenten welche Genres vertreten, wer einen guten Namen hat, von wem du dich fernhalten solltest und so weiter.«

Das tat ich. Ich hörte mir an, was die Buchautoren erzählten, ich stellte Fragen, und nach mehreren Monaten beiläufiger Recherche glaubte ich, einen Agenten gefunden zu haben, der eine gute Partie war. Sein Name war Perry Knowlton, und er schien im Verlagswesen nicht nur einen guten Ruf zu haben, sondern auch sehr bekannt zu sein. Was noch besser war, er schien auch keine Einwände gegen unorthodoxe oder sehr lange Bücher zu haben – und mir dämmerte inzwischen, dass beides auf mein Buch zutraf.

Allerdings hatte ich keine Ahnung, wie ich an diesen Mann herantreten sollte. Ich hatte gehört, dass er keine unverlangt eingesandten Manuskripte annahm und keine elektronische Adresse besaß. Doch war ich noch weit davon entfernt, das Buch zu beenden, also machte ich mir keine Gedanken darüber; ich fragte mich nur weiter durch.

Eines Tages unterhielt ich mich (im Forum) mit einem Autoren, der mir beiläufig bekannt war: John Stith, der Romane und Krimis mit wissenschaftlichem Hintergrund schreibt, und ich fragte ihn, ob er mir von seinem Agenten erzählen könnte, falls er einen hätte.

John antwortete, dass er sich in der Tat durch einen Agenten vertreten ließ – Perry Knowlton. »Möchtest du, dass ich dich ihm vorstelle?«, fragte John. »Ich weiß, dass du fast so weit bist, dass du dich nach einem Agenten umsehen kannst.«

Angesichts dieses großzügigen Angebotes schluckte ich und sagte mit weichen Knien: »Äh... das wäre nett, John. Danke!«

Daraufhin schickte John eine Notiz an Perry, die mehr oder weniger besagte, dass es sich lohnen würde, einen Blick an mich zu verschwenden. Ich ließ meine eigene Bewerbung folgen, in der ich erklärte, dass ich seit einigen Jahren Sachtexte (und Comicstorys) verkaufte, jetzt aber an einem Roman schreibe und man mir zu verstehen gegeben hätte, dass ich unbedingt einen guten Agenten brauchte. Er sei mir von mehreren Schriftstellern empfohlen worden, deren Meinung ich schätzte; ob er Interesse daran hätte, Auszüge dieses ziemlich langen Romans zu lesen, den ich in Arbeit hätte? (Ich sagte ihm nicht, dass ich das Teil noch nicht zu Ende geschrieben hatte; »Auszüge« waren alles, was ich hatte).

Perry war so freundlich, mich zurückzurufen, und sagte, ja, er würde meine Auszüge lesen. Ich schickte ihm die diversen Bruchstücke, die ich hatte, zusammen mit einer groben Inhaltsangabe, die das Ganze zusammenhielt<sup>10</sup> – und er nahm mich unter Vertrag, auf der Basis eines unvollendeten Erstlingsromans<sup>11</sup>.

Unterdessen schrieb ich weiter, und sechs Monate später beendete ich das Buch. Ich schickte Perry das Manuskript und erwähnte auch, dass ich in der kommenden Woche auf einer akademischen Konferenz in New York sein würde – vielleicht könnte ich ja vorbeikommen und ihn persönlich kennen lernen?

Auf dem Weg zu Perrys Büro war ich ziemlich nervös, da ich wusste, dass er das Manuskript inzwischen gelesen hatte – aber nicht wusste, was er davon hielt. Es stellte sich heraus, dass Perry selbst ein charmanter Herr war, der sein Bestes tat, um mir die Nervosität zu nehmen, während er mich zu seinem Büro begleitete und über einige seiner anderen Klienten plauderte. Jetzt fand ich heraus, dass Perry – neben meinen elektronischen Bekannten, durch die ich von ihm erfahren hatte – auch so berühmte Autoren wie Brian Moore, Ayn Rand (die zugegebenermaßen tot war, aber dennoch...), Tony Hillerman, Frederick Forsyth und Robertson Davies repräsentierte.

Als reichten diese Offenbarungen nicht, mir das Herz in die Hose sinken zu lassen, hatte er mein Manuskript in meinen eigenen, riesigen orangen Versandkartons auf seinem Schreibtisch stehen. Ich war fest überzeugt, dass er sich irgendwann im Verlauf der Unterhaltung hütelnd entschuldigen und mir mitteilen würde, dass er jetzt, nachdem er das komplette Werk gesehen hatte, die Befürchtung hätte, es doch nicht verkaufen zu können, und es mir zurückgeben würde.

Doch während ich so dasaß und ihm zuhörte (und mir unterdessen dachte, wenn du den Nerv hast, Robertson Davies »Robbie« zu nennen, dann hast du mehr Mumm als ich, Kumpel), sagte er stattdessen: »Wissen Sie, es ist so: Freddy Forsyth und Robbie Davies sind beide großartige Erzähler.« Dann legte er eine Hand auf mein Manuskript, lächelte mir zu und sagte: »Und Sie gehören auch dazu.«

In diesem Moment war es mir absolut egal, ob wir das Buch verkauften oder nicht. Ich war schlichtweg selig. Dennoch war ich so geistesgegenwärtig zu fragen, was er mit dem Buch vorhatte.

»Oh«, sagte er beiläufig, »ich schicke es heute an fünf Lektoren.« Dann erzählte er mir von der Lektorin, von der er sich am meisten versprach<sup>12</sup>.

»Ach, wirklich«, sagte ich und schluckte. »Und... äh... was glauben Sie, wie lange es dauern könnte, bis Sie wieder von ihr hören?« Wie die meisten aufstrebenden Autoren hatte ich mich im Fachblatt *Writer's Market* eingehend über das Verlagswesen informiert und wusste, dass es oft sechs, neun, sogar zwölf Monate dauerte, bis man von einem Lektor hörte.

»Oh«, sagte Perry noch beiläufiger, »ich habe ihnen gesagt, dass ich innerhalb von dreißig Tagen ihre Antwort brauche.« In diesem Moment kam ich zu dem Schluss, dass ich mir wohl den richtigen Agenten ausgesucht hatte.

Also fuhr ich nach Hause, um – so geduldig wie möglich – dreißig Tage lang zu warten. Doch vier Tage später fand ich beim Nachhausekommen eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter vor. »Hier ist Perry«, sagte eine ruhige Stimme. »Ich rufe nur an, weil ich Sie bezüglich Ihres Manuskriptes auf den neuesten Stand bringen möchte.«

Oje, sagte ich zu mir selbst. Einer von den fünf hat einen Blick auf den Karton geworfen und gesagt: »Ich lese keine Fünf-Kilo-Manuskripte, da haben Sie es wieder.« Also rief ich Perry in der Erwartung an, das zu hören zu bekommen.

Stattdessen sagte er: »Also, bis jetzt haben drei von den fünf, denen ich es geschickt habe, sich mit Angeboten zurückgemeldet.«

»Oh«, machte ich und verstummte, weil ich mir vorkam, als hätte man mich mit einem stumpfen Gegenstand am Kopf getroffen. »Ah. Das ist doch... äh... gut. Oder?«

Perry versicherte mir, dass dem so war. Dann verhandelte er

zwei Wochen lang mit den verschiedenen Lektoren, woraufhin ihm schließlich von zwei Verlagen vergleichbare Angebote vorlagen. Da alles andere übereinstimmte, sagte er, liefe es auf eine Entscheidung für eine Lektorin hinaus – und er empfahl, Jackie Cantor bei Delacorte Press den Zuschlag zu geben. Da ich nicht das Geringste über Lektoren wusste, sagte ich: »Okay, schön.« Was sich als die beste Wahl erwies, die ich jemals getroffen habe – abgesehen von meinem Ehemann und meinem Agenten.

Als ich Perry das Buch gab, hatte ich ihm gesagt, dass es so aussah, als würde diese Geschichte noch weitergehen, dass ich mir aber gedacht hatte, ich sollte besser einen Punkt machen, solange ich das Manuskript noch hochheben konnte. Da Perry ein guter Agent ist, handelte er einen Vertrag über drei Bücher für mich aus. Danach ... nun, danach ist die Lage außer Kontrolle geraten, und hier sind wir nun, acht Jahre später.

Und wo genau *sind* wir? Wie schon gesagt, lege ich mir meine Geschichte vor dem Schreiben nicht zurecht – wenn ich wüsste, was als Nächstes kommt, würde es ja auch keinen Spaß mehr machen, das Buch zu schreiben, oder? Während ich aber vor mich hin schreibe und fröhlich ein Stück an das andere klebe, bekomme ich manchmal eine vage Vorstellung von dem einen oder anderen Ereignis, das in der Geschichte vorkommen könnte. Am Ende von *Cross Stitch* (mein Arbeitstitel für das Buch, das später in Amerika als *Outlander* erschien und auf Deutsch *Feuer und Stein* heißt) konnte ich also sehen, dass die Geschichte noch weitergehen würde.

Mit einem Vertrag über drei Bücher in der Tasche begann ich das zweite Buch, *Die geliehene Zeit* (*Dragonfly in Amber*). Doch kurz nach der Hälfte dieses Buches bekam ich dieses dumpfe Gefühl, dass es mir vielleicht doch nicht gelingen würde, die gesamte Amerikanische Revolution in einen einzigen Folgebund zu stopfen, und dass es vier Bände werden müssten. Ich gestand Perry diese Befürchtung, und er sagte: »Erzähl ihnen das nur nicht. Jedenfalls nicht, bevor das erste in den Läden ist.«

Als wir uns schließlich entschlossen, mit der schrecklichen Wahrheit herauszurücken, waren die ersten Bücher glücklicherweise erschienen und hatten sich ordentlich verkauft, und der Verlag machte uns gern ein Angebot für das vierte (und mutmaßlich letzte) Buch in dieser Serie. Da ich das Gefühl hatte, dass dies vielleicht meine einzige Chance war, jemanden dazu zu bringen,

dass er mich dafür bezahlte, einen Krimi zu schreiben, sagte ich kühn, sie könnten das vierte Buch haben, wenn sie mir auch einen Vertrag über einen modernen Krimi geben würden. Zu meiner großen Überraschung bekam ich einen Vertrag über *zwei* Krimis – und das vierte Claire-und-Jamie-Buch.

Also machte ich mich ans Schreiben. Ich schrieb, und ich schrieb, und ich schrieb, und nachdem ich das anderthalb Jahre gemacht hatte, sagte ich mir, ich habe hier eine viertel Million Wörter, warum zum Kuckuck bin ich nicht einmal annähernd fertig damit? Kurzes Nachdenken brachte die Antwort zu Tage: Ich hatte »wieder einmal« zu viel Story, als dass sie in ein Buch gepasst hätte.

Auf einer Autorenkonferenz, die auch meine Lektorin besuchte, beugte ich mich während der Preisverleihungsgala zu ihr hinüber und zischte ihr ins Ohr: »Weißt du was? Es sind fünf.« Worauf Jackie, eine Frau von großer Geistesgegenwart und Uner-schütterlichkeit, antwortete: »Wieso überrascht es mich nicht, das zu hören?«

In Wirklichkeit war es noch schlimmer als ich dachte. Während ich sämtliche Szenen entfernte, die in das fünfte Buch gehörten, wurde mir schließlich klar, dass das, was ich da vor mir hatte, eine doppelte Trilogie war – insgesamt sechs Bücher. Im Mittelpunkt der ersten drei Bücher – *Feuer und Stein*, *Die geliebene Zeit* und *Ferne Ufer* – steht der Jakobitenaufstand von 1745. Die zweiten drei Bücher drehen sich auf ähnliche Weise um die Amerikanische Revolution, die sozusagen ein verstärktes Echo des vorausgehenden Konfliktes war, der in Culloden endete.

Und das wiederum führt uns zu einer Betrachtung dessen, was eigentlich in diesen Büchern vor sich geht. Nachdem mir jetzt klar war, dass ich tatsächlich eine Schriftstellerin war und es nicht nur mit einem Buch, sondern mit einer Reihe zu tun hatte, verfolgte ich in der Hauptsache zwei Absichten.

Die eine war der Wunsch, die immensen gesellschaftlichen Veränderungen des achtzehnten Jahrhunderts nachzuvollziehen. Dies war eine Zeit großen gesellschaftlichen und politischen Umbruchs, eine Zeit, die den Übergang der westlichen Welt von den letzten Überbleibseln des Feudalismus in das Zeitalter der Moderne erlebte, und zwar in jeder Beziehung, von der Politik und der Wissenschaft bis hin zu den Künsten und den gesellschaftlichen Umgangsformen. Die Gezeiten der Geschichte wendeten



sich, strömten von der Alten in die Neue Welt, getragen auf den Wellen des Krieges, und was konnte es für eine bessere Betrachtungsweise geben als die Augen einer Zeitreisenden?

Das alles ist zweifellos ein phantastischer Hintergrund für einen Roman, doch es ist nun einmal so, dass gute Romane von Menschen handeln. Ein Buch, in dessen Vordergrund sich kein fesselndes persönliches Schicksal abspielt, mag ja ein gutes Geschichtsbuch sein oder voller guter Ideen stecken – aber als Roman taugt es nichts. Wie sah es also mit den Persönlichkeiten in dieser Story aus?

Das erste Buch wurde in Amerika ursprünglich als historischer Liebesroman vermarktet. Obwohl es sich in kein *einziges* Genre hundertprozentig einordnen ließ (und gleichzeitig mit Sicherheit nicht das war, was man als »literarisch« bezeichnet), war das romantische Genre von allen in Frage kommenden Marktsegmenten bei weitem das größte.

Davon einmal abgesehen handeln Liebesromane von der Zeit des Werbens. Sie erzählen davon, wie zwischen zwei Menschen ein Band entsteht, und wenn dieses Band einmal durch Heirat und sexuelle Vereinigung (hoffentlich in dieser Reihenfolge) geformt ist – tja, dann ist die Geschichte vorbei. Das war niemals das, was mir vorschwebte.

Ich wollte nicht davon erzählen, wie zwei Menschen zueinanderkommen, obwohl das ein sehr kraftvolles und universelles Thema ist. Ich wollte herausfinden, was dazugehört, dass zwei Menschen *zusammenbleiben*, und zwar fünfzig Jahre lang oder länger. Ich wollte nicht die Geschichte eines Liebeswerbens erzählen, sondern die Geschichte einer Ehe.

Um aber nun Themen wie die Zeit der Aufklärung, den Fall der Monarchie und die Natur von Liebe und Ehe adäquat zu behandeln, braucht man ein gewisses Maß an Platz. Außerdem braucht man eine recht komplexe Handlung. Dann und wann sagen die Leute zu mir: »Aber werden Sie es nicht müde, immer wieder über dieselben Figuren zu schreiben?« Das würde ich mit Sicherheit, wenn es dieselben Figuren *wären* – aber sie sind es nicht. Sie wachsen, und sie verändern sich. Sie werden älter, und ihr Leben wird komplexer. Sie entwickeln mehr Tiefe und neue Facetten. Sie bleiben zwar – so hoffe ich – ihrem grundsätzlichen Charakter treu, doch ich muss sie mit jedem weiteren Buch neu entdecken.

Und das führt mich zu einer anderen Frage, die mir oft gestellt

wird: Was ist es, das die Leute an diesen Büchern interessiert? Lange Zeit habe ich darauf (der Wahrheit entsprechend) geantwortet: »Da bin ich überfragt.« Doch nach all den Jahren, in denen ich Post und E-Mails bekomme, habe ich jetzt eine gewisse Vorstellung von dem, was die Leser *sagen*, was ihnen gefällt.

Viele von ihnen genießen das Gefühl »da zu sein«, einen anderen Ort und eine andere Zeit aus zweiter Hand zu erleben. Viele mögen die historischen Aspekte der Bücher; es macht ihnen Spaß (sagen sie), »etwas zu lernen«, während sie sich unterhalten lassen. Viele schätzen das Gefühl der Verbundenheit, das Gefühl, ihr eigenes Erbe wiederzuentdecken. Und eine Menge Leser haben Spaß an den interessanten Details, an der Pflanzenheilkunde, an den medizinischen Vorgängen, am Wie und Warum des Alltags in einer anderen Zeit. Doch das, was bei weitem die meisten Menschen übereinstimmend an den Büchern mögen, sind die Figuren – die Leser haben sie in ihr Herz geschlossen, sie interessieren sich für sie und wollen mehr über sie erfahren.

Also richtet sich dieses Begleitbuch an meine Leser: ein schnelles Nachschlagewerk für jene, die nicht unbedingt anderthalb Millionen Wörter noch einmal lesen wollen, um ihrem Gedächtnis in Bezug auf das Wer oder Was auf die Sprünge zu helfen; eine Quelle der Information und (vielleicht) der Einsicht über die Charaktere, ein Begleitbuch für jene, die sich für Hintergründe und Nebensachen interessieren; ein ansatzhafter Führer für jene, die sich für das achtzehnte Jahrhundert und alles Schottische interessieren, und schließlich ein kurzer Einblick in die Arbeitsmethoden eines verschrobene Hirns.

*»Richtig. Ich habe allerdings schon gehört, wie jemand die Ansicht vertrat, dass das Können des Romanautors in der kunstvollen Auswahl der Details liegt. Meint Ihr nicht, dass ein Werk von solcher Länge auf einen Mangel an Disziplin bei dieser Auswahl hinweisen könnte und daher auch auf einen Mangel an Können?«*

*Fraser überlegte und nippte langsam an der rubinfarbenen Flüssigkeit.*

*»Sicher, ich habe schon Bücher gesehen, wo das der Fall ist«, sagte er. »Wo ein Autor versucht, den Leser seine Geschichte glauben zu machen, indem er ihn mit einer Unzahl von Details erschlägt. Doch in diesem Fall ist es, glaube ich, nicht so. Jede Figur ist äußerst sorgfältig durchdacht, und sämtliche ausgewählten*

*Begebenheiten scheinen für die Handlung wichtig zu sein. Nein, ich glaube, es ist wahr, dass manche Geschichten einfach mehr Platz benötigen.»*

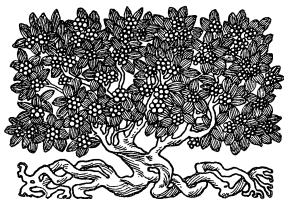
FERNE UFER, Kapitel 11  
Das Torremolinosgambit

## *Anmerkungen*

- 1 *Später verkauften die Universität und ich diese Publikation an John Wiley & Sons, Inc., obwohl ich weiterhin als Herausgeberin fungierte. Sie wurde schließlich an einen kleinen britischen Verlag weiterverkauft, der es mit einer bereits existierenden Publikation namens Laboratory Microcomputer verschmolz. Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, war ich immer noch als Mitarbeiterin aufgeführt, aber das ist schon einige Zeit her.*
- 2 *Oh, die Comics. Also, meine Mutter hat mir sehr früh das Lesen beigebracht, unter anderem, indem sie mir Walt-Disney-Comics vorgelesen hat. Irgendwie habe ich dann nie damit aufgehört. Ich war achtundzwanzig, als ich gerade einen solchen Comic las und zu mir selber sagte: Also weißt du, diese Geschichte ist ziemlich blöd. Ich wette, das könnte ich selbst besser!  
Ich fand den Namen und die Adresse des verantwortlichen Redakteurs und schickte ihm einen mittelbösen Brief, in dem in etwa stand: »Ich lese Ihre Comics seit fünfundzwanzig Jahren, und sie werden immer schlechter. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob ich es besser könnte, aber ich würde es gern versuchen.«  
Glücklicherweise war der Redakteur – Del Connell – ein Mensch mit Humor. Er schrieb zurück: »Okay. Versuchen Sie es.« Meinen ersten Versuch kaufte er zwar nicht, tat aber etwas sehr viel Wertvolleres: Er sagte mir, was damit nicht stimmte. Er kaufte meine zweite Story – einer der aufregendsten Momente meines Lebens –, und ich schrieb etwa drei Jahre lang für ihn und einen anderen Disney-Redakteur, Tom Golberg, bis sie so viel Material in Reserve hatten, dass sie gezwungen waren, keine weiteren Scripts von freien Autoren mehr zu erwerben.  
Del und Tom haben mir fast alles beigebracht, was ich über die Struktur von Geschichten weiß. Das erkenne ich mit großer Dankbarkeit an.*
- 3 *Das ist übrigens eine wirklich bewährte Technik.*
- 4 *Unglücklicherweise zeigt unser lokaler Kanal Doctor Who nicht*

*länger, aber zu meinem Glück kann ich mir weiterhin Samstagabends die Nägel maniküren, während ich mir Mystery Science Theater 3000 ansehe – das ist allerdings das Einzige, was ich mir regelmäßig im Fernsehen anschau. Das erklärt ganz bestimmt irgendetwas, aber ich kann Ihnen nicht sagen, was.*

- 5 *Die Episode hieß »War Games«, falls sich jemand für solchen Kleinkram interessiert.*
- 6 *Siehe auch unter »Recherche«.*
- 7 *Mittels öffentlicher Forumsnachrichten; ich bin im Leben noch in keinem »Chatroom« gewesen, außer als geladener Gast bei einem Gruppeninterview.*
- 8 *»Bibliotheken« sind Speicherplatz innerhalb eines CompuServe-Forums, den die Mitglieder benutzen können, um dort für längere Zeit Dinge abzulegen, die sie anderen zugänglich machen möchten: Geschichten, Gedichte, Essays, Artikel, Shareware-Dateien und so weiter.*
- 9 *Damals gab es noch keine »Chatrooms« und Live-Konferenzen. Anders als bei AOL bleiben Nachrichten bei CompuServe nur vorübergehend zugänglich, bis sie von neuen Nachrichten sozusagen ins Nichts geschubst werden.*
- 10 *Eine leicht überarbeitete Fassung dieser Inhaltsangabe erscheint im zweiten Teil dieses Buches.*
- 11 *Ahnungslos, wie ich damals war, war mir nicht klar, dass ein Agent (oder Lektor) normalerweise ein vollständiges Manuskript sehen will, bevor er darüber entscheidet – einfach nur um sicherzugehen, dass der Autor das Buch auch wirklich beenden kann. Glücklicherweise war Perry bereit, darauf zu spekulieren, dass ich das konnte.*
- 12 *Welche das Manuskript interessanterweise ablehnte. »Es ist eine phantastische Story«, sagte sie, »aber eigentlich ist es kein klassischer Liebesroman, und das ist es, was wir verlegen.«*



## ERSTER TEIL

# Inhaltsangaben

*Die folgenden Inhaltsangaben sind für jene Leser gedacht, die mir Fragen schreiben wie: »Wer war noch gleich Archie Hayes?« oder: »Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie sie von Falkirk zum Haus des Herzogs gekommen sind, könnten Sie mir das noch einmal erklären?« – sowie einen ganzen Haufen anderer Fragen, die man eigentlich leicht beantworten kann, wenn man die Bücher vor der Nase hat. Aber wer hat schon in diesen hektischen, modernen Zeiten die Muße, sich ganz gemütlich durch anderthalb Millionen gedruckter Worte zu blättern? Ich jedenfalls nicht, das sage ich Ihnen.*

*Dies also für all jene, die ihre Bücher verliehen haben und nicht zur Bücherei fahren möchten, um ein Detail der Handlung oder den Namen einer Figur nachzuschlagen, oder für diejenigen, die einfach nur ihr Gedächtnis auffrischen möchten...*



## Feuer und Stein



Es ist 1946<sup>1</sup>, die schottischen Highlands stehen in voller Blüte, und Claire Randall, eine Engländerin und ehemalige Armeekrankenschwester, ist nach Schottland gekommen, um hier mit ihrem Ehemann Frank, von dem sie durch den Krieg getrennt wurde, die zweiten Flitterwochen zu verbringen.

Zwar teilt sie Franks Leidenschaft für Ahnenkunde nicht, doch sie freut sich darauf, einen neuen Zweig am Stammbaum der Familie zu beginnen. Unterdessen verbringt sie ihre Freizeit damit, die Gegend zu erkunden und ihrem Interesse an der Pflanzenkunde nachzugehen. Bei einem dieser Ausflüge entdeckt sie einen urzeitlichen Steinkreis – der dadurch noch interessanter wird, dass Frank zu Ohren gekommen ist, dass eine Gruppe von Frauen aus dem Ort diesen Kreis immer noch benutzt, um dort das »Brauchtum der Alten« zu pflegen.

In der Dämmerung des Beltane-Festes – am ersten Mai – schleichen Claire und Frank zu dem Kreis hinauf, um zu beobachten, wie die Frauen tanzen und singen, um die Sonne herbeizurufen. Das Paar stiehlt sich unentdeckt wieder davon, doch später kehrt Claire zu dem Kreis zurück, um einen genaueren Blick auf eine ungewöhnliche Pflanze zu werfen, die sie dort gesehen hat.

Sie berührt einen der aufrechten Steine und wird von einem plötzlichen Strudel aus Lärm und Chaos erfasst. Orientierungslos und halb ohnmächtig findet sie sich außerhalb des Kreises auf dem Hügel wieder und bahnt sich langsam ihren Weg nach unten – um an seinem Fuß auf etwas zu stoßen, was sie für Dreharbeiten zu einem Film hält; einen Schinken über den Prinzen in der Heide, in dem mit Kilts bekleidete Schotten von rotberockten englischen Soldaten verfolgt werden.

Vorsichtig umrundet Claire die Szene, um das Bild nicht zu verderben, und stößt auf ihrem Weg durch den Wald auf einen Mann

in der Aufmachung eines englischen Soldaten aus dem achtzehnten Jahrhundert. Das verstört sie jedoch nicht annähernd so sehr wie die verblüffende Ähnlichkeit des Mannes mit ihrem Ehemann Frank.

Die Ähnlichkeit ist schnell erklärt: Der Mann ist nämlich Franks Vorfahr, der berühmte »Black Jack« Randall, von dem Frank ihr schon oft erzählt hat. Ungeachtet der großen äußerlichen Ähnlichkeit mit seinem Nachkommen verfügt Jack Randall unglücklicherweise aber nicht über denselben Charakter – der Randall vergangener Tage ist nicht etwa ein kultivierter Geschichtsprofessor, sondern ein perverser bisexueller Sadist.

Claire wird durch einen der Schotten, die sie anfangs gesehen hat, aus Black Jacks Klauen befreit. Dieser bringt sie zu der Kate, wo seine Begleiter versteckt liegen und auf die Dunkelheit warten, um zu fliehen. Einer der Männer ist verletzt, und Claire kümmert sich – so gut sie kann – um seine Wunde, während sie versucht zu akzeptieren, wo – und *wann* – sie sich allem Anschein nach befindet.

Da ihnen nicht nur Claires seltsame – weil spärliche – Kleidung bedenklich erscheint, sondern auch die merkwürdige Tatsache, dass sie überhaupt da ist – englische Damen kommen 1743 in den Highlands einfach nicht vor –, beschließen die Schotten, sie mitzunehmen, als sie im Schutz der Dunkelheit ihre Zelte abbrechen.

Claire bemerkt dazu: *»Der Rest der Reise verlief ereignislos – wenn man es denn als ereignislos betrachtet, mitten in der Nacht, zumeist abseits der Straße, in Begleitung bis an die Zähne bewaffneter Männer in Kilts, auf einem Pferd mit einem verletzten Mann fünfzehn Meilen über Stock und Stein zu reiten. Immerhin lauerten uns keine Wegelagerer auf, es kamen uns keine wilden Tiere in die Quere, und es regnete nicht. Gemessen an den Zuständen, an die ich mich zu gewöhnen begann, war es ziemlich langweilig.«*

Als sie im Morgengrauen im Schloss Leoch, dem Stammsitz des MacKenzie-Clans, eintrifft, begegnet Claire Colum, dem MacKenzie. Dieser ist ein eleganter Mann, der durch eine schreckliche Erbkrankheit missgebildet ist, und er zeigt sich fasziniert und argwöhnisch zugleich. Er kann sich nicht vorstellen, warum sich eine Engländerin auf Wanderschaft in den Highlands befinden sollte, und gibt sich gar nicht erst den Anschein, als glaube er Claires fadenscheinige Geschichte, sie sei unter die Räuber gefallen. Da er nicht weiß, wer sie ist oder was sie vorhat, macht er kein Hehl



daraus, dass er sie vorerst als Gast dazubehalten gedenkt – freiwillig oder nicht.

Während sie Pläne für ihre Flucht und die Rückkehr zu dem Steinkreis schmiedet, lernt Claire den jungen Mann, dessen Wunde sie verbunden hatte, näher kennen, ein Clanmitglied namens Jamie, den sie zunächst für einen Stallknecht der Burg hält.

Sie entdeckt ihren Irrtum: In Wirklichkeit ist Jamie der Neffe Colums und seines Bruders Dougal (der das militärische Oberhaupt des Clans ist und die Männer an Stelle seines verkrüppelten Bruders in den Kampf führt), obwohl sein Vater dem Fraser-Clan angehörte. Außerdem ist er ein Geächteter, den die Engländer auf Grund einer Reihe von Straftaten suchen, die von Diebstahl bis hin zu einem nicht genauer spezifizierten Delikt namens »Obstruktion« reicht – Straftaten, denen er das Netz von Narben verdankt, die sein Rücken beim Auspeitschen davongetragen hat.

Die Beziehungen zwischen den Onkeln und ihrem Neffen scheinen seltsam angespannt, und der Grund dafür wird in der Folge einer Zusammenkunft des Clans deutlich, in deren Verlauf Colum einen Treueid von Jamie verlangt – den dieser nicht leistet. Colum hat einen Sohn, Hamish, acht Jahre alt, so erklärt Jamie Claire. Falls Colum sterben sollte, bevor der kleine Hamish alt genug ist, den Clan anzuführen – was angesichts seiner Krankheit sehr wahrscheinlich ist –, wer erbt dann sein Amt?

Dougal liegt als Kandidat auf der Hand, doch es gibt Stimmen im Clan, die ihn zwar für einen fähigen Soldaten halten, dem jedoch der kühle Kopf und die Intelligenz fehlen, die ein Anführer haben sollte. Hamish ist eindeutig zu jung – doch es gibt noch einen Kandidaten: Jamie. Jamie selbst bekundet nicht den geringsten Wunsch, den Platz des Oberhauptes einzunehmen, doch Colum und Dougal sind sich nicht so sicher, dass seine Ablehnung aufrichtig ist, und sie sind darauf vorbereitet, notfalls sogar tödliche Maßnahmen zu ergreifen, um jeden Vorstoß seinerseits zu verhindern.

Unterdessen sind Claires Versuche, aus dem Schloss zu entkommen, zweimal gescheitert, daher ist sie hochofregut, als Dougal verkündet, dass er vorhat, sie mitzunehmen, wenn er aufbricht, um im Distrikt die Pacht einzutreiben. Er hat die Absicht, sie zum Hauptmann der englischen Garnison zu bringen, der entweder in der Lage sein sollte, ihre Anwesenheit zu enträtseln, oder sie in seine Obhut nehmen könnte. Oder beides.

Claire ist davon sehr angetan, denn sie ist sich sicher, dass sie den englischen Hauptmann überreden kann, sie zu dem Steinkreis zu schicken, von wo aus sie vielleicht in ihre eigene Zeit zurückgelangen kann. Ihre Hoffnungen verfliegen abrupt, als sie entdeckt, dass der Hauptmann der Garnison Jack Randall heißt.

Jack Randall dagegen ist hochofren, Claire wiederzusehen, und fest entschlossen herauszufinden, wer und was sie ist. Als Engländerin reist man einfach nicht in die Highlands; wenn sie sich also allein hier aufhält, muss sie zweifellos eine Spionin sein – doch für wen und warum? Seine Verhörmethoden sind alles andere als sanft, und selbst Dougal MacKenzie ist angewidert. Er weigert sich, Claire in der Obhut des Hauptmanns zurückzulassen, und nimmt sie mit. Nach einer Denkpause teilt er ihr mit, dass er einen Plan gefasst hat: Der Hauptmann hat zwar die Verfügungsgewalt über englische Staatsbürger, kann aber keine Schottin ohne rechtliche Formalitäten in ihrem eigenen Land festnehmen. Also, so verkündet Dougal triumphierend, wird er eine Schottin aus ihr machen; sie muss ohne Aufschub seinen Neffen Jamie heiraten.

Da diese Vorstellung Claire fast ebenso entsetzt wie das Betragen des Hauptmanns, wehrt sie sich aus Leibeskräften dagegen, doch ihr fällt keine Alternative ein. In der Überzeugung, dass sie zumindest bessere Fluchtchancen haben wird, wenn sie Jamie heiratet, willigt sie ein, und ihr Entsetzen weicht dem Erstaunen über die vollkommene Unerfahrenheit ihres Bräutigams:

*»Stört es dich, dass ich keine Jungfrau bin?« Er zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete.*

*»Tja, nein«, sagte er langsam, »solange es dich nicht stört, dass ich eine bin.« Er grinste über mein verblüfftes Gesicht und ging rückwärts zur Tür.*

*»Schätze, wir sollten wissen, was wir tun«, sagte er. Die Tür schloss sich leise hinter ihm; die Brautwerbung war eindeutig vorbei.*

Doch es bietet sich keine unmittelbare Gelegenheit zur Flucht, und Claire ist verpflichtet, ihre Eheschließung mit Jamie zu vollziehen – gemäß Dougals unumstößlicher Order. Dougal, so scheint es, schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe: Einerseits reichen seine humanitären Instinkte zwar so weit, dass er Claire von Randall fernhält (und sie erfüllt ihn immer noch mit so viel Neugier, dass er selbst herausfinden möchte, was sie in Schottland

treibt), doch sein Hauptmotiv ist es, jede Möglichkeit zu unterbinden, dass sein Neffe den Häuptlingssitz des MacKenzie-Clans erlangt – denn der Clan wird Jamie niemals akzeptieren, wenn er mit einer Engländerin verheiratet ist.

Da sie begreift, dass Jamie genauso in Bedrängnis ist wie sie selbst, fügt sich Claire in das Unausweichliche – und stellt fest, dass ihr neuer junger Ehemann ihr sehr ans Herz zu wachsen beginnt. Viel zu sehr, denn sie hat immer noch vor, so bald wie möglich zu fliehen und zu Frank zurückzukehren.

Bald bekommt sie ihre Gelegenheit und stiehlt sich davon, während Jamie anderweitig beschäftigt ist. Doch ihr Versuch schlägt fehl, als sie erneut in die Hände des beutegierigen Jack Randall fällt und nach Fort William in sein Allerheiligstes gebracht wird, wo sie mehr über die Hobbys des Hauptmanns herausfindet, als ihr lieb ist. Diesmal wird sie von Jamie gerettet, der mit ihr aus dem Fort entkommt, während die anderen Schotten für ein Ablenkungsmanöver sorgen, indem sie das Pulvermagazin in die Luft jagen.

Im Lauf der wütenden Konfrontation, die auf ihre Flucht folgt, erfährt Claire, dass Jamies Antipathien gegenüber dem Hauptmann noch andere Hintergründe haben als nur sein Verhalten in jüngster Vergangenheit. Sie weiß bereits, dass die Narben auf Jamies Rücken von Randall stammen, der den jungen Schotten einige Jahre zuvor festgenommen hatte. Jetzt erfährt sie, dass Jamie die boshaften Peitschenhiebe seiner Weigerung verdankt, sich dem Hauptmann körperlich hinzugeben. Dieser befriedigt seine Neigungen mit den Opfern, die am leichtesten verfügbar sind: den schottischen Gefangenen in seiner Gewalt, für die es keine Zuflucht und kein Entkommen gibt.

Claire kehrt gezwungenermaßen nach Leoch zurück. Zwar gibt sie die Suche nach einem Rückweg zu den Steinen – und zu Frank – nicht auf, doch sie wird sich zunehmend bewusst, wie schmerzhaft eine solche Rückkehr wäre, die sie von der Seite des Mannes reißen würde, den sie zu lieben begonnen hat.

Für eine kleine Schwierigkeit zeichnet sich jedoch Hoffnung ab: Colum – der sich jetzt in Sicherheit wiegt, dass sein Neffe keine Bedrohung für die Häuptlingswürde seines Sohnes Hamish darstellt – bietet an, sich beim Herzog von Sandringham für Jamie zu verwenden, einem englischen Adeligen, mit dem er bekannt ist. Vielleicht, so Colum, kann man den Herzog dazu bewegen, von

der Krone eine Begnadigung für Jamie zu erwirken, um seiner fortwährenden Gefährdung durch seine Ächtung ein Ende zu setzen.

Man arrangiert, dass Jamie und Dougal den Herzog auf einen Jagdausflug begleiten, wo man vielleicht die heiklen Verhandlungen bezüglich einer Begnadigung abwickeln kann.

Wie Jamie ironisch zu Claire meint: *»Es geht mir zwar gegen den Strich, für etwas begnadigt zu werden, das ich nicht getan habe, aber es ist besser, als gehängt zu werden.«*

Unterdessen hat sich Claire mit der Ehefrau des örtlichen Staatsanwaltes angefreundet, einer Frau namens Geillis Duncan, die genau wie sie viel über Kräuter und Heilkunst weiß. Doch bei einem Abendessen zu Ehren des Herzogs, der inzwischen eingetroffen ist, stirbt der Staatsanwalt – wahrscheinlich durch Gift.

Die Gerüchte breiten sich wie ein Strohfeuer aus, das von Hysterie und Aberglaube genährt wird, und in Jamies Abwesenheit sieht sich Claire gemeinsam mit Geillis Duncan der Hexerei angeklagt. Am Rand des Abgrundes entdeckt Claire Geillis' Geheimnis – sie ist schwanger, und zwar eindeutig nicht von ihrem verstorbenen Ehemann, der impotent war. Sie ist tatsächlich eine Giftmischerin, wenn auch keine Hexe –, erweist sich aber auch als gute Freundin, denn sie vollführt ein Ablenkungsmanöver, das es Jamie ermöglicht, Claire zu retten.

Jamie und Claire fliehen zu Pferd aus der Umgebung des Schlosses, doch als sie in sicherer Entfernung sind, stellt er sie zur Rede: Er wird sie immer lieben und unter allen Umständen zu ihr stehen, doch um seines Seelenfriedens willen muss er es wissen – ist sie eine Hexe?

Nach allem, was sie gerade durchgemacht hat, wird Claire von Hysterie erfasst. Sie sagt ihm, dass es noch viel schlimmer ist, und gesteht ihm die Wahrheit. Sie erklärt ihm, was es mit den Steinen auf sich hat – und mit Frank. Jamie, der ihr ganz klar nicht glaubt, aber über ihren offensichtlichen Gefühlsaufruhr erschüttert ist, führt sie durch die Highlands zu dem Steinkreis. Was dort geschieht, beweist, dass ihre Geschichte wahr ist, und er sagt ihr, dass sie ihre Wahl treffen muss – bei ihm zu bleiben oder zu ihrem Ehemann in der Zukunft zurückzukehren. Dann lässt er sie allein bei den Steinen zurück, damit sie sich entscheiden kann.

Nachdem sie sich fast einen ganzen Nachmittag gequält hat, erhebt sie sich schließlich, geht langsam auf den gespaltenen Stein

zu, der ihr Rückweg in ihre eigene Zeit ist – und befindet sich plötzlich im Laufschrift unterwegs in die andere Richtung, stolpert und fällt den Hügel hinunter, denn ihr Körper hat entschieden, was ihr Verstand nicht entscheiden kann, – und läuft auf Jamie zu.

Wieder vereint, fragt Claire: »*Glaubst du mir wirklich, Jamie?*«  
*Er seufzte und lächelte reumütig zu mir herab.*

»*Aye, ich glaube dir, Sassenach. Aber es wäre sehr viel leichter gewesen, wenn du einfach nur eine Hexe gewesen wärst.*«

Jetzt, wo die Dinge zwischen ihnen geklärt sind, ziehen sie durch die Highlands nach Lallybroch, wo Jamie zu Hause ist und sie von seiner restlichen Familie herzlich aufgenommen werden, seiner Schwester Jenny mit ihrem Ehemann Ian und ihrem Sohn, dem kleinen Jamie. Doch ihre Idylle ist nicht von langer Dauer; die örtliche Patrouille, eine Art inoffizielle, von den Engländern finanzierte Polizeitruppe, lauert Jamie auf, um ihn seinen Feinden auszuliefern.

Mit Hilfe von Jamies Patenonkel Murtagh macht Claire sich auf, um ihn zu retten. Jamie ist der Patrouille entkommen, so erfährt sie, doch jetzt ist er irgendwo in den Highlands unterwegs. Nach Lallybroch kann er auf keinen Fall zurück, denn das Anwesen steht unter Beobachtung. Wie aber findet man einen Mann, der sich überall in einer trostlosen Landschaft aufhalten könnte?

Murtagh und Claire schlagen sich nach Norden durch, weil sie glauben, dass Jamie vielleicht nach Beaully unterwegs ist, wo sein Großvater väterlicherseits, Simon, Lord Lovat, ihm möglicherweise Hilfe anbietet. Doch bevor sie Beaully erreichen, begegnen sie jemand anderem – Dougal MacKenzie, der katastrophale Nachrichten mitbringt: Jamie ist gefangen genommen, vor Gericht gestellt und zum Tod durch den Strang verurteilt worden. Man hat ihn in das Gefängnis von Wentworth in Grenznähe geschickt, wo die Exekution stattfinden soll.

Dougal beharrt darauf, dass es nicht möglich ist, Jamie zu befreien. Stattdessen verspricht er – selbst seit kurzem Witwer –, sich um Claire zu kümmern, und macht ihr einen Heiratsantrag. Augenblicklich wird Claire eine Reihe von Tatsachen klar: Jamies Erbschaftsbedingungen sehen es vor, dass eine Frau Besitzerin von Lallybroch werden kann. Wird Jamie hingerichtet, gehört Lallybroch ihr – oder demjenigen, der sie heiratet.

Im Lauf der folgenden Konfrontation mit Dougal findet Claire

bestätigt, was sie schon längst vermutet hat: Der kleine Hamish ist nicht Colums Sohn – auf Grund seiner Krankheit ist Colum unfruchtbar und außerdem so gut wie impotent. Dougal hat Hamish als Akt der Loyalität gegenüber dem geliebten Bruder gezeugt, um Colum einen Erben zu schenken.

Dieses Tête-à-tête wird durch Murtagh unterbrochen, der die beiden mit Hilfe seiner Pistolen höflich daran erinnert, dass sie Dringenderes zu erledigen haben, nämlich nach Wentworth zu gelangen, solange Jamie noch am Leben und damit zu retten ist. Unter Zwang überlässt Dougal ihnen Geld und eine Hand voll Männer – und eine überraschende Nachricht.

Geillis Duncan, so erzählt er Claire, ist tatsächlich nach der Geburt ihres Kindes – dessen Vater ebenfalls Dougal ist – als Hexe verbrannt worden. Doch bevor man sie zum Scheiterhaufen führte, vertraute sie Dougal eine Mitteilung für Claire an, sollte er sie jemals wiedersehen. Die Nachricht, die er wörtlich wiederholen sollte: *»Sag ihr, ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich glaube, es ist möglich.«* Diesen Satz und vier Zahlen: eins, neun, sechs und acht.

Claire, Murtagh und ihre Begleiter begeben sich sofort auf den langen Ritt nach Wentworth, sodass Claire Zeit hat, über die Bedeutung von Geillis' Mitteilung nachzugrübeln – Geillis musste gemeint haben, dass sie selbst es für möglich hielt, durch die Steine in Claires eigene Zeit zurückzukehren. Und die Zahlen? *»Um der Verschwiegenheit willen, die ihr inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen sein musste, hatte sie sie ihm einzeln gesagt, doch eigentlich bildeten sie alle eine Zahl. Eins, neun, sechs, acht. Neunzehnhundertachtundsechzig. Das Jahr, in dem sie in die Vergangenheit verschwunden war.«*

Nach ihrer Ankunft in Wentworth mogelt sich Claire am Vorabend der Hinrichtung in das Gefängnis, wo sie nach Jamie sucht – und ihn im Verlies findet, wo er Jack Randall ausgeliefert ist. Weil er sich nicht in der Position befindet, seine Neigung voll auszuleben, muss sich Randall mit einem Maß an Brutalität zufriedengeben, das kommentarlos durchgeht – Prellungen und Knochenbrüche befinden sich im Rahmen dessen, was offiziell toleriert wird, homosexuelle Vergewaltigungen nicht.

Es gelingt Claire, Jamie von seinen Handschellen zu befreien, doch sie wird unterbrochen, als Randall in Begleitung eines gigantischen, geistig zurückgebliebenen – aber entsetzlich gehör-

samen – Offiziersburschen namens Marley zurückkehrt. Hocherfreut über das Wiedersehen mit Claire, äußert er die Absicht, sie vor den Augen ihres Mannes Marley zum Vergnügen zu überlassen – Jamies letzte Unterhaltung vor der Hinrichtung.

Jamie geht auf Marley los, und nach einem brutalen Handgemenge gelingt es ihm, ihn zu überwältigen. Doch Randall hält einen Trumpf in der Hand – sein Messer an Claires Kehle.

In der verzweifelten Gewissheit, dass er nichts zu verlieren hat, schlägt Jamie einen Tauschhandel vor – seinen Körper und sein Schweigen gegen Claires Freiheit. Der Versuchung eines Opfers, das zugleich vollkommen widerwillig, doch auch vollkommen fügsam ist, kann Randall nicht widerstehen, und er willigt ein. Schließlich ist Claire absolut hilflos – meint er.

Claire findet sich im Schnee wieder und begibt sich verzweifelt auf die Suche nach Hilfe. Sie hat einen Plan – wenn sie nur nicht zu spät kommt. Randall hat sie durch eine kleine Hintertür hinausgeworfen, die in einer engen Grube verborgen ist – der Müllhalde des Gefängnisses. Randall weiß nichts von Claires Begleitern; wenn sie sie rechtzeitig finden kann, können sie vielleicht diese Hintertür gewaltsam einnehmen und in das Gefängnis eindringen.

Unglücklicherweise stößt Claire jedoch nicht auf ihre Begleiter, sondern auf die Bewohner der Müllhalde, ein kleines Wolfsrudel.

Mit viel Glück schafft es Claire in ihrer Verzweiflung, einen der Wölfe umzubringen, doch die anderen pirschen sich im winterlichen Zwielicht unbeirrbar an sie heran. Plötzlich surrt ein Pfeil aus dem Nichts herbei – das Geheul der Wölfe hat einen Jäger vom Anwesen Sir Marcus MacRannochs angelockt, das an das Gefängnis angrenzt, und zu seinem Erstaunen sieht sich dieser Claire gegenüber, die in zerfetzten, blutbefleckten Kleidern verzweifelt auf Eile drängt.

Als sie bei Sir Marcus anlangt, fleht sie ihn an, ihr bei Jamies Befreiung zu helfen. Er zeigt sich mitfühlend, aber unnachgiebig; es gibt nichts, was er tun kann. Claire bietet ihm Bezahlung an und bringt die Süßwasserperlenkette zum Vorschein, die Jamie ihr zur Hochzeit geschenkt hat: Perlen, die einmal seiner Mutter Ellen gehört haben.

Der Anblick der Perlen erschüttert MacRannoch; als junger Mann hatte er Ellen MacKenzie den Hof gemacht, und als sie sich anderweitig entschied, hatte er dennoch darauf bestanden, dass

sie sein Geschenk behielt – die Süßwasserperlen. Doch so gern er Ellens Sohn auch helfen würde, so sagt er zu Claire, er wagt es nicht, einen Überfall auf das Gefängnis zu riskieren, denn der Gefängnisvorsteher würde seine Rache mit Sicherheit auf Eldridge Manor, MacRannochs Anwesen, lenken.

An den Rand der Verzweiflung getrieben, bricht Claire zusammen und bekommt nur dumpf mit, wie ein weiterer von MacRannochs Männern eintrifft und zögernd berichtet, dass es ihm und seinen Begleitern nur gelungen ist, einen kleinen Bruchteil von MacRannochs Herde reinrassiger Hochlandrinder zu finden – und es zieht ein Schneesturm auf.

Als sie dies hört, beginnt Claire ganz vorsichtig zu hoffen. Denn einer ihrer Begleiter ist Rupert MacKenzie, ein Mann, der für seine Fähigkeiten als Viehdieb berühmt ist – und der kaum der Versuchung durch eine streunende Herde widerstehen wird. Sie erhebt sich und teilt MacRannoch mit, dass sie einen Plan hat, der ihn vor jedem Verdacht bewahren wird, mit Jamies Flucht zu tun zu haben – und dem er besser zustimmen sollte, wenn er seine Rinder wiederssehen will.

Claire findet ihre Begleiter, erklärt ihnen ihren Plan, führt sie zu der Tür – und kann dann nur noch abwarten, während die Männer ein zotteliges Hochlandrind nach dem anderen durch den Korridor in die Verliese des Gefängnisses treiben.

Unterdessen ist Sir Marcus MacRannoch als Besitzer der Rinder in das Büro des Verwalters gestürmt, wo er behauptet, dass die Garnisonssoldaten seine Herde gestohlen haben, und darauf besteht, dass man ihm erlaubt, nach den Tieren zu suchen. Seine Männer sind angewiesen, im Schutz des Gemuhes und der Verwirrung im Verlies nach Jamie zu suchen, ihn zu retten und ihn durch die Hintertür verschwinden zu lassen.

Wie Sir Marcus Claire später berichtet, ist ein Mann aus der Verlieszelle getreten, um herauszufinden, was der Lärm zu bedeuten hatte, und wurde unter den Hufen der Rinder zu Tode getrampelt, »*kaum mehr als ein blutdurchtränktes Stoffpüppchen*«. Also ist Jack Randall tot und Jamie gerettet – doch es sind Stunden vergangen, Stunden, die er in einem stickigen Verlies verbracht hat, allein mit einem Monster.

Claire kann Jamies äußerliche Verletzungen heilen, doch wie soll sie mit dem Schaden umgehen, der seiner Seele zugefügt wurde? Gemeinsam mit Murtagh schafft sie Jamie sicher über den



Kanal nach Frankreich, wo ein Onkel von Jamie als Abt in der Abtei von Ste. Anne de Beaupré lebt.

In der Zuflucht der Abtei stellt sich Claire ihrem letzten und wichtigsten Kampf. Nur mit ihrem Heilwissen und ihrem Mut gewappnet, setzt sie ihr und Jamies Leben aufs Spiel, indem sie den Geist Jack Randalls mit Opium heraufbeschwört, um ihn dann zu vertreiben und Jamie seine Männlichkeit mit Hilfe derselben Brutalität zurückzugeben, mit der sie ihm genommen wurde.

Schließlich finden sie beide Heilung in einer Grotte mit einer heißen Quelle, die sich in einer Höhle tief unter der Abtei befindet.

*Wir kämpften uns feucht und dampfend aus dem Bauch der Welt an die Oberfläche, und der Wein und die Hitze hatten unsere Arme und Beine in Gummi verwandelt. Auf dem ersten Treppensatz fiel ich auf die Knie, und als er versuchte, mir zu helfen, sackte Jamie neben mir zusammen, denn seine Robe verwickelte sich in seinen nackten Beinen. Haltlos kichernd, mehr liebestrunken als vom Wein berauscht, bahnten wir uns Seite an Seite unseren Weg und krochen auf Händen und Füßen die zweite Stufenreihe hinauf, wobei wir uns gegenseitig mehr im Weg waren, als dass wir uns halfen, uns in der Enge anrempelten und sanft voneinander abprallten, bis wir uns schließlich auf dem zweiten Treppensatz in die Arme fielen und zusammenbrachen.*

*Hier gab ein altes, unverglastes Erkerfenster den Blick auf den Himmel frei, und das Licht des Vollmondes tauchte uns in Silber. Wir lagen aneinandergeklammert da, während unsere feuchte Haut sich in der Winterluft abkühlte und wir darauf warteten, dass unsere rasenden Herzen sich verlangsamten und unsere keuchenden Körper wieder zu Atem kamen.*

*Der Mond am Himmel war ein Weihnachtsmond, so groß, dass er das leere Fenster beinahe ausfüllte. Es schien kein Wunder zu sein, dass die Gezeiten der See und der Frauen diesem stattlichen Rund unterworfen waren, so nah und so gebieterisch.*

*Doch die Gezeiten meines Körpers folgten seiner keuschen, sterilen Beschwörung nicht mehr, und das Bewusstsein meiner Freiheit durchraste mein Blut wie eine Gefahr.*

*»Ich habe auch ein Geschenk für dich«, sagte ich plötzlich zu Jamie. Er wandte sich mir zu, und seine große Hand glitt zielsicher über meinen Bauch, der jetzt noch flach war.*



Diana Gabaldon

**Der magische Steinkreis**

Das große Begleitbuch zur Highland-Saga

Taschenbuch, Broschur, 848 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-37314-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2010

„Die Mutter aller Highlander“ BRIGITTE

Kurz nach Erscheinen des siebten Romans der legendären Highland-Saga präsentiert Bestsellerautorin Diana Gabaldon hier das hochinformativ und unterhaltsame Begleitbuch für alle Fans – und solche, die es werden wollen. Ein spannender und sehr amüsanter Blick „hinter die Kulissen“ der zeitlosen Liebe von Claire Randall und Jamie Fraser. Die Geschichte hinter der Geschichte also ...

Mit Leseproben aus den nächsten, noch unveröffentlichten Highland-Romanen!

 [Der Titel im Katalog](#)